

Häuser einer Ausstellung: Wohnen im Architekturmuseum

„In diesen Zuckerkistln kann man wirklich wohnen?“ – das war eine der überraschten Fragen, die die ersten Bewohner der Werkbundsiedlung den neugierigen Passanten beantworten mussten. Man kann – und man wohnt durchaus gut, bis heute. Ebenfalls bis heute zieht die Siedlung architekturinteressierte Besucher an, inzwischen aus der ganzen Welt. Im Haus des Architekten Josef Frank sitze ich bei Frau Mislik beim Kaffee, während neugierige Touristen versuchen, einen Blick durch das große Fenster zu werfen. Vielleicht wären sie ein wenig enttäuscht – innen sind die Häuser seit Jahrzehnten von ihren Bewohnern an die alltäglichen Bedürfnisse angepasst worden, die architektonische Qualität liegt eher in den Grundrissen als in spektakulären Details. Und gelegentlich nicht mal darin – einige Architekten sind heute nicht ganz zu Unrecht kaum noch bekannt.

Frau Mislik, die vielfältige Interessen hat, betreute unter anderem die private Homepage der Siedlung, auf der alle 70 Häuser beschrieben sind. Ihr Josef-Frank-Haus kann ein wenig als „Keimzelle“ der Siedlung angesehen werden; Frank war Initiator des Projekts. Neben dem Haus wurde anlässlich der letzten Renovierung ein kleiner Ausstellungspavillon installiert. Er wirkt wie ein Schrein, wie ein Altar, an dem der reinen Lehre der damaligen Avantgarde gehuldigt wird. Das zeigt aber auch gleich das Dilemma: Die Renovierung in den 1980er-Jahren wird von den meisten Bewohnern als misslungen beschrieben, allzu sehr wurden die seinerzeitigen manchmal prototypischen Lösungen perpetuiert, anstatt sie zeitgenössisch neu zu interpretieren. Man war dabei „päpstlicher als der Papst“ - schon Josef Frank selbst schrieb allerdings: „Es ist aber heute wie jederzeit wichtig, das Kleinhaus so zu gestalten, dass es Erweiterungs- und Umbaumöglichkeiten hat. Es ist deshalb jede architektonische Komposition zu vermeiden und Fenster und Türen sollen lediglich an die Stellen gesetzt werden und diejenigen Größen haben, welche für sie die geeignetsten sind“. Man kann die Klagen der Bewohner also durchaus nachvollziehen, die nicht verstehen wollen, dass unzeitgemäße Anstriche oder unpraktische Fensterlösungen erneut angewandt werden. Nun klingt immer wieder durch, dass man sich der architektonischen Einzigartigkeit der Objekte wohl bewusst ist, man aber das Gefühl hat, dass die Asche der frühen Avantgarde angebetet wird, anstatt das Feuer der damaligen Avantgardisten weiter zu tragen.

Die von Frank geforderten Umbaumöglichkeiten wurden in seinem eigenen Haus jedenfalls genutzt: das winzig kleine Vorzimmer mit seinen drei Türen war Platzverschwendung, das damals übliche Dienstbotenzimmer gleich daneben (die Siedlung war für den Mittelstand konzipiert!) klein und sinnlos. So wurde es dem Wohnraum zugeschlagen, die damit überflüssige Tür in diesen verschlossen. Nichts mit einem Umbau, sondern mit der Sanierung hat der Fleck an der Decke zu tun: seit damals ist die Terrasse undicht, und das ist nicht das einzige Problem. Der Keller wurde „feuchtgelegt“, wie Frau Mislik es formuliert, und der Fassadenputz war schon nach kurzer Zeit wieder fleckig. Heute macht das Haus äusserlich tatsächlich einen etwas heruntergekommenen Eindruck – es soll aber wie die gesamte Siedlung renoviert werden.



An diesem Nachmittag lerne ich Frau Misliks Mutter kennen, die ebenfalls in der Siedlung wohnt – und das seit 1935! Ihr Vater hatte sich bei einem Spaziergang in Hietzing in das „Endstück“ mit dem runden Garten in der Jagdschlossgasse verliebt. Vorerst war noch die hohe Miete von 300,- Schilling ein Hinderungsgrund, utopisch im Vergleich zu den 110,- im davor bewohnten „Starchant“-Siedlungshaus in Ottakring. Viele Häuser der Werkbundsiedlung standen deswegen leer; Herr Mislik verhandelte so geschickt, dass sich die GESIBA – die Gemeinwirtschaftliche Siedlungs- und Baustoffanstalt – den Argumenten nicht entziehen konnte und die Mietforderung auf etwa ein Drittel senkte. Nun füllte sich die Werkbundsiedlung rasch. Seit 1935 lebt Frau Dr. Mislik nun hier, und es scheint, als wäre das schlichte Haus immer ein Ruhepol gewesen. Die frühen 1930er in Ottakring verbindet sie mit dunklen Erinnerungen an die Schüsse des Bürgerkrieges oder den Brand der Rotunde – Ereignisse, die von der hochgelegenen Siedlung Starchant zu beobachten waren. In Hietzing zogen die Stürme schwieriger Zeiten wie fernes Wetterleuchten vorbei; in der Kriegszeit gab es gegenüber ein Soldatenkino, in dem die damals jungen Mädchen Revuefilme als Zaungäste miterlebten. Zu Kriegsende setzte sich ein einschlägig orientierter Nachbar rechtzeitig ab; bevor die russischen Besatzer das Haus übernahmen, halfen die dort gebunkerten Vorräte über schwierige Wochen hinweg. Das Haus wurde später von der russischen Kommandantur übernommen; die Offiziere verhielten sich völlig korrekt und verhalfen der jungen Dame darüber hinaus zu einem Posten in der Kantine – die abends mitgenommenen Reste kamen den Bewohnern der ganzen Werkbundsiedlung zugute. So hat Frau Dr. Mislik sogar die Nachkriegszeit als „eigentlich gemütlich“ erlebt. Bis heute fühlt sie sich äußerst wohl in der Siedlung, in der immer noch viele Nachkommen der ursprünglichen Mieter leben. Die Gemeinschaft ist größtenteils gut, schon immer lebten viele Akademiker hier. „Es ist wunderbar, und es wird immer bequemer“, sagt sie – seit einiger Zeit hält genau vor ihrem Haus der Bus, der direkt zur U-Bahn fährt. Das Doppelhaus selbst - von Helmut Wagner-Freynsheim – ist geschickt angelegt, die Küche recht geräumig, die Proportionen angenehm. Einige seinerzeitige grundrissliche Irrungen wurden schon bald nach dem Einzug eliminiert, so musste man durch das WC durch, um ins Bad zu kommen; auch das obligatorische zu kleine Vorzimmer wurde verändert. Die andere Haushälfte wurde eben saniert und erstrahlt in ungewöhnlichem Gelb, dort war der Grundriss etwas anders, ein winziges Dienstbotenzimmer ging zulasten der Küche.

Gleich daneben dann der schlichte Kubus von Otto Breuer, möglicherweise das einzige Bauwerk dieses Architekten überhaupt. Auf nur 2mal 45 Quadratmetern Grundfläche entstanden zwei kompakte, spiegelbildliche Häuser. Angenehm wirkt der luftige Wohnraum, der sich von Straße bis Garten durchzieht, wenn auch der Kamin in der Mitte eine etwas unpraktische Zäsur ist. Die direkte Tür vom Vorzimmer wird nicht verwendet, sie schlägt in den Schwenkbereich des Fensters auf; der Raum hat dadurch gewonnen. Insgesamt ist das Haus unspektakulär, einige Details sind etwas ungeschickt gelöst, der Grundriss aber sehr platzsparend, im Obergeschoß wird jeder Zentimeter genützt.

Interessanter Gegensatz zu Breuers solider Zurückhaltung dann die vier Häuser von Adolf Loos – es sind Meisterwerke der Raumnutzung. Durch unterschiedliche Niveaus sind alle Räume gerade so hoch wie sie sein müssen, trotzdem sind die Proportionen angenehm. Hinter dem niederen Vorzimmer liegt die Küche einige Stufen tiefer, um für längeres arbeiten ausreichende Höhe zu



erzielen. Wirklich genial dann aber die „Wohnhalle“, die man in einem so kleinen Baukörper nicht vermutet. Eine Treppe führt auf die umlaufende Galerie, die mit einem gemütlichen privaten „Nest“ abgeschlossen wird – obwohl zur Halle offen, ist es von unten nicht einsehbar. Das wunderbar große Fenster löst die Grenze zur vorgelagerten Terrasse fast auf. Der darüber liegende Balkon bietet im Sommer Schatten, lässt aber im Winter das Licht der tiefer stehenden Sonne weit nach innen. Eine unauffällige Treppe führt ins private Obergeschoß, hier hat die Mieterin allerdings den Gang aufgelöst, eine doch sehr kleine „Kammer“ und das Bad vergrößert. Die besuchten Häuser zeigen, wie unterschiedlich der Grundriss von Loos interpretiert werden kann – und beide Male funktioniert er doch perfekt.

„Das Haus hat allen zu gefallen. Zum Unterschiede zum Kunstwerk, das niemandem zu gefallen hat. Das Kunstwerk will die Menschen aus ihrer Bequemlichkeit reißen. Das Haus hat der Bequemlichkeit zu dienen. Das Kunstwerk ist revolutionär, das Haus konservativ.“ (Loos 1910)

